

Integrationsmaschine Stadt – Analysen, Impulse und Strategien für soziale Brennpunkte¹

Integrations- oder Segregationsmaschine?

„Eine Stadt besteht aus unterschiedlichen Arten von Menschen; gleiche Menschen bringen keine Stadt zuwege.“ (Aristoteles)

Die Stadt oder die Metropole sei durch ihre Anhäufung von Differenz eine Integrationsmaschine an sich; diese Feststellung ist gleichermaßen von Gelehrten der Antike, von Stadtforschern wie auch von Politikern einschlägiger Couleur heute im Kontext von Integrationsbemühungen immer wieder zu vernehmen. Insbesondere Großstädte seien durch ihre überregionale und in der Regel international-globale Ausrichtung Zentren ökonomischer wie kultureller Austauschbeziehungen und deshalb zur Integration von Fremden besonders geeignet.

Schaut man genauer in besagte Integrationsmaschine hinein, so wird man erkennen, dass diese Maschine ein hochkomplexes Gebilde darstellt und häufig an vielen Stellen mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten läuft, dadurch zwar chaotisch wirkt, gleichzeitig aber doch, wie von unsichtbarer Hand gelenkt, einer ganz bestimmten Ordnung folgt. Chaotisches wie Geplantes halten sich dabei im günstigen Fall die Waage und vermitteln genau das, was wir an Großstädten einerseits lieben, andererseits aber auch abstoßend finden: Solidarität und Anonymität, extreme Unterschiedlichkeit, Menschenmassen, körperliche Nähe bei gleichzeitiger Einsamkeit, Reibungen und Kollisionen, chaotisches Durcheinander und kleine Armeen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, geordnete Verkehrsabläufe, Ungleichzeitigkeiten von Entwicklungen, Überreizung der Sinne und Abgestumpftheit, Gleichgültigkeit und Beliebigkeit, Arbeitsteilung und räumliche Trennungen. Häufig bleibt relativ unklar, weshalb sich städtisches Leben letztendlich in singulärer Form herausbildet, so wie wir es konkret in jeder einzelnen Stadt als jeweils spezifische urbane Identität wahrnehmen können.

Es wäre allerdings zu kurz gegriffen, die Städte mit ihrer Vielzahl an Lebenswelten, an Nischen, an Gelegenheiten und perspektivischen Optionen ausschließlich auf ihre integrativen Impulse zu reduzieren. Im Gegenteil, in quasi dialektischem Verhältnis gelingt Integration häufig nur bei gleichzeitiger Exklusion des-

oder derjenigen, die nicht innerhalb eines von der Mehrheit oder auch von den mächtigeren Gruppen definierten „normativen Korridors“ unterzubringen sind. Städte bieten also sowohl Abspaltungs- und Trennungsmöglichkeiten räumlicher Art für lokale, ethnische, kulturelle wie soziale Milieus als auch Gelegenheiten zur Begegnung, im besseren Fall auch zu gemeinsamen Erfahrungen oder sogar zum Miteinander derselben an.

Ein genauerer Blick auf die Abläufe in dieser „dialektischen Integrations- und Segregationsmaschine Stadt“ und ihre historisch gewachsene arbeitsteilige Struktur ermöglicht es, ihre einzelnen Funktionen in den verschiedenen geografischen Teil-Räumen und schließlich ihre integrativen wie desintegrierenden Wirkungen herauszuarbeiten.

Ethnisch-kulturelle, religiös begründete und ökonomische Segregation in der historischen Stadtentwicklung

Ethnische oder auch nationale, religiös begründete und kulturelle Segregation lassen sich seit der Antike nachweisen. Der griechisch-türkische Kunsthistoriker Spiro Kostof spricht von „Grenzen im Stadttinnern“ (Kostof 1993, S. 102) und differenziert zwischen Einmauerungen als physischem Abtrennungsversuch, Diskriminierung und nichtmateriellen Grenzen. Einmauerungen existieren bereits im hellenistischen Antiochia. Dort wurden die vom Land zwangsumgesiedelten einheimischen Syrer von den griechischen Siedlern durch Mauern abgetrennt. Solche Ein- oder Abmauerungen innerhalb der Städte bleiben aber die Ausnahme. Allein im Falle der Juden häufen sie sich – zunächst im byzantinischen Reich, später dann im 13. Jahrhundert auch in England und Mittelosteuropa.

Im Allgemeinen gibt es im Mittelalter zwei Formen der räumlichen Segregation: Die Fremden – also die reisenden Handelsleute, die durch Warentransporte und -verkäufe zu Wohlstand kommen – werden in spezifischen Gastehäusern einquartiert, um sie von den Einheimischen fernzuhalten. In den größeren Städten nennt man die Handelshäuser auch „Nationen“.

Die zweite Segregationsform ist die ethnische und religionspezifische. Die verschiedenen in den Handelsstädten anzutreffenden Ethnien lebten in eigenen Vierteln wie etwa die Spanier in Neapel oder die Dalmatiner, Deutschen,

¹ Der Artikel entspricht einer leicht veränderten Fassung von Texten, die in „Sozialextra“ (1/2006) und in „neue praxis“ (1/2006) erschienen sind.

Armenier oder Juden in Venedig. Das dortige Jüdische Ghetto befand sich in einer Insellage inmitten der Stadt; es konnte abends an den beiden Brückenübergängen abgeschlossen werden. Nicht alle Viertel wurden gleich auf Inseln verbannt, aber doch zumindest durch breite Straßen voneinander abgegrenzt. Dieses Prinzip wird später auf die Stadtgründungen in den Vereinigten Staaten übertragen. Dort findet sich Ende des 19. Jahrhunderts auch der Ursprung einer ökonomisch-ethnischen Segregation (z. B. in Chicago). So verbannt man beispielsweise die häufig in Wäschereien beschäftigten Chinesen 1880 aus den Wohnvierteln, da die Wäschereien damals als öffentliches Ärgernis galten. Im Umfeld der schließlich außerhalb der Wohnviertel neu aufgebauten Wäschereien, die in den Migranten-Communities sowohl ökonomische als auch kommunikativ-soziale Funktionen übernehmen, wachsen allmählich die so genannten Chinatowns.

Auch in Südostasien ist es üblich, dass eingewanderte Chinesen und Inder zur größten Bevölkerungsgruppe in den Küstenstädten aufsteigen und räumlich von den einheimischen Thais, Burmesen oder Vietnamesen (Saigon/Ho-Chi-Minh-Stadt, Hoi-Hang) getrennt leben. Ähnliches entwickelte sich in den kolonisierten Territorien in Südamerika, Afrika und Asien. In Deutschland finden wir ethnische Segregationsentwicklungen erstmals über die Ausgrenzungen der Juden, später durch Ansiedlungen von Hugenotten und Waldensern. Häufig vermischen sich frühzeitig ethnische Trennungen und ökonomische Ungleichheit. So lebte die jüdische Unterklasse meist in kargen Unterkünften außerhalb der Stadtmauern.

Im späten Mittelalter – hier vor allem in Nordeuropa – wohnen die Wohlhabenden in stattlichen Häusern an den Hauptplätzen und den ausfallenden Handelsstraßen, die Handwerker und Tagelöhner eher an den Stadträndern oder in eigenen Vierteln. Im Wohnungsbau während der Industrialisierung folgen dann Klassentrennungen auf einer Parzelle. Die Besitzenden lebten in den unteren Geschossen der straßenseitigen Gebäude, Dienstboten, Tagelöhner, Arbeiter eher in den oberen Stockwerken oder den Hinterhofgebäuden. Später ziehen die Reichen in Landhäuser an die städtische Peripherie (z. B. in die Vordertaunusgebiete in der Rhein-Main-Region oder an die Bergstraße im Rhein-Neckar-Raum), weil die Lebensqualität durch industrielle Umweltbelastungen sinkt und die Vielzahl von zuziehenden Proletariern das Lebensgefühl der „höheren Stände“ tangiert. Friedrich Engels beschreibt dies für die mittelenglische Industriestadt Manchester und spricht in diesem Fall von den „zwei Nationen“ in der Stadt.

Die Stadterweiterungen der Gründerzeit, aber auch die großen Siedlungsprojekte der Weimarer Ära trennen im Folgenden Großbürger, Beamte und Arbeiter in jeweils eigenen Stadtarealen voneinander (z. B. Wien, Köln: „Belgisches Viertel“, Südstadt, industrialisierte rechtsrheinische Stadtteile oder Frankfurt am Main: Westend, Nordend, Ostend, Ernst-May-Siedlungen der 20er Jahre).

Die im späten 19. Jahrhundert beginnende Subventionierung von speziellen Wohnsiedlungen für Arbeiter beschleunigt den Prozess der räumlichen Abgrenzung und Isolierung der sozialen Klassen und Schichten und legt die bauliche Grundlage der heutigen zerteilten modernen Stadt.

In der „aktuellen großstädtischen Struktur spielt unter segregationsspezifischen und sozialräumlichen Aspekten vor allem die Verortung der meist „unterschichtigen“ Migranten/innen eine bedeutende Rolle. Während die erste Generation der damaligen meist jüngeren männlichen „Gastarbeiter“ in den 60er und 70er Jahren in speziellen Sonderunterkünften (Gastarbeiterheimen, Jugendwohnheimen, provisorischen Unterkünften) zeitlich befristet untergebracht war, treten diese im Zuge der Familienzusammenführungen und den nachfolgenden „unbefristeten“ Arbeits- und Lebensperspektiven (ab den 70er Jahren) als gewöhnliche Nachfrager nach privaten oder öffentlich geförderten Wohnungen auf (vgl. Flagge 1999). Migrantenfamilien hatten aber mit i. d. R. niedrigeren Einkommen und größeren Familien selten Zugang zu den besseren oder durchschnittlichen Wohnlagen und siedelten sich gewissermaßen „marktsortiert“ eher in typischen Arbeiterquartieren und Unterschichtwohngebieten an.

Städtischer Raum als Vermittler sozialer Ungleichheit

Shevky/Bell als Vertreter der Chicagoer Schule befassen sich schon in den 20er Jahren mit den Zusammenhängen von sozialer Ungleichheit im und durch den städtischen Raum bzw. dessen unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten. Nach dem Modell ihres sozialökologischen Ansatzes überträgt sich soziale Ungleichheit in der Gesellschaft auf den städtischen Raum; heutige Segregationsmodelle von Häußermann (1999) oder Dangschat (2000) sehen den städtischen Raum in einer Mittlerfunktion von sozialer Ungleichheit, die sich durch die räumlichen Strukturen noch verfestigt. Vor allem Sampson/Groves (1989) knüpfen in den 80er Jahren wieder an dieses Modell an und differenzieren hierbei zwischen exogenen Ursachen und verschiedenen Dimensionen sozialer Desorganisation.

Unter sozialer Desorganisation verstehen Shaw/Mc Kay (1931) die „mangelnde Befähigung eines Gemeinwesens, die für die Bewohner wichtigen gemeinsamen Werte zu erzeugen und soziale Kontrolle über das Territorium auszuüben“. Sämtliche Modelle gehen von einer bereits vollzogenen sozialen, ökonomischen, kulturellen und auch symbolischen (vgl. Bourdieu 1991) Ausdifferenzierung oder auch Spaltung des gesamtstädtischen Raumes aus und arbeiten vor diesem Hintergrund mit zwei zentralen Kategorien: Einerseits benennen sie „exogene Ursachen“ wie etwa einen bereits dominanten niedrigen wirtschaftlichen Status, soziale Risikofaktoren wie hohe Anteile unvollständiger Familien, ethnische Heterogenität, residenzielle Mobilität und anomische Entwicklungen². Andererseits führen sie strukturelle Defizite sozialer Desorganisation auf, wozu etwa geringe Intensitäten sozialer Netzwerke, fehlende Partizipation und/oder fehlende Kontrollimpulse gegenüber Aktivitäten jugendlicher Gruppen zählen.

Eisner (1997) ergänzt die bisherigen Modelle noch um ein prozessuales Muster: Städtische Räume, die von ihren Bewohnern als unsicher wahrgenommen werden – insbesondere verwaiste, gestaltlose oder unwirtliche Areale – entfalten soziale Rückzugswirkungen. Diese wiederum führen zu selektiver Entmischung und zu eher auf eigene Interessen hin orientierte Sozialkontrolle einzelner verbliebener Gruppen. Ein solcher Prozess residenzieller Segregation erschwert die Integration zunehmend; da sie letztendlich denen abverlangt wird, die ohnehin bereits Probleme haben und räumlich über keine Alternativen verfügen. Segregation stellt sich somit sowohl als Herausbildung wie auch als Verfestigung sozialer Ungleichheiten heraus (Dangschat 2000). Die höheren Delinquenzbelastungen unter Migranten, z. B. gerade in den Frankfurter Stadtteilen mit weniger, aber dadurch eher isoliert lebenden Migrantenfamilien, ist Indikator dafür, dass integrativen und sozial-kontrollierenden Aspekten einer Community-Struktur eine entscheidende Bedeutung auch für die gesamte Stadtatmosphäre zukommen.

Zusammenhänge zwischen städtischen Segregationstypen und Integrations- bzw. Desintegrationsimpulsen

Im Folgenden soll untersucht werden, welche Impulse von den diversen in bundesdeutschen Ballungsräumen präsenten Segregationstypen für die Integrationsentwicklungen bei Migrantenfamilien und deren Kindern ausgehen.

In der Regel finden sich in den Verdichtungs-

räumen acht infrastrukturell spezifische, baulich speziell ausgestaltete bzw. jeweils wirtschaftshistorisch bedingte Typen von Segregationsquartieren, die beispielhaft über eine in Frankfurt am Main durchgeführte Stadtanalyse nachgewiesen werden konnten (vgl. Kilb 1998). Im Einzelnen fanden sich dort Wohnquartiere in den City- und Cityrandbereichen mit bevorstehenden oder zu erwartenden Nutzungsänderungen. Charakteristisch für diese Areale sind hohe Lärm- und Umweltbelastungen, hohe Anteile von Migranten/innen in der Bevölkerung, eher kurzfristiger Verbleib der Bewohner, z. T. als „Übergangswohnen“ in Asylen, Heimen, Billighotels und „Absteigen“. Über die gleichzeitig dort konzentrierten Konsumanhäufungen kommt es in diesen Quartieren zu einer direkten Konsum-Armutskonfrontation (a). Eine vergleichsweise ähnliche, aber abgeschwächte Struktur findet man in den subzentralen Kernbereichen der Agglomerationen, den eingemeindeten, früher eigenständigen Vorstädten bzw. größeren Stadtteilen (b). Quartiere im Umfeld von Verkehrsdrehscheiben und Verkehrsmagistralen mit hohen Lärm-, Schmutz- und Umweltbelastungen und ebenfalls hohen Migrantenanteilen bilden einen weiteren Typus (c). Es folgen die traditionellen Industrie- und Arbeiterstadtteile bzw. -siedlungen, bei denen im Zuge der Deindustrialisierung mittlerweile die verbindenden gemeinsamen Arbeitsstätten zunehmend entfallen (d). Großsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus der 20er, 50er und 60er Jahre (e) sowie die Trabantenstadtteile der 60er und 70er Jahre (f) stellen weitere Typen dar. Hochhaussolitäre und punktuelle Massenunterkünfte bilden einen atomisierten Typus, häufig als Aussiedlerunterkünfte und Asylunterkünfte genutzt, manchmal im Zuge selbstgewählter ethnischer Bezüge zu monokulturellen Einzelunterkünften generiert (g). Zuletzt sind die traditionellen Segregationssiedlungen zu nennen, also die früheren Obdachlosen- oder Übergangssiedlungen, die Wohnwagensiedlungen, Bauwagen- und Containerdörfer (h).

In diesen acht Quartierstypen wirken sich die augenblicklichen Prozesse sozialer Polarisierungen – des sozialen Abstiegs, mit der Deindustrialisierung verbundene Milieuaufösungen, interkulturelle Transformation und ethnische Isolation – jeweils spezifisch aus. Betrachtet man die Prozesse in den acht Quartierstypen im Vergleich, so lassen sich mehrere Wirkungs- bzw. stadträumliche Vermittlungseffekte identifizieren.

Einige dieser Quartiere erweisen sich für ihre Bewohner gewissermaßen als Abspaltungsverstärker. Dies gilt vor allem für die in sich geschlossenen ghettoartigen Areale, die sich durch extern erfolgende Stigmatisierungen

2) Anomie – Zustand mangelhafter gesellschaftlicher Integration innerhalb eines sozialen Gebildes.

eher negativ verstärken, zugleich aber durch eine starke Selbstisolation der Bewohner eine „Vorhangwirkung“ entfalten können; man bleibt im Ghetto und sieht deshalb die „äußeren Welten“ seltener. Es bildet sich häufig ein eigenes normatives wie auch ökonomisches „Überlebens“- bzw. „Mithalte-System“. In solchen Quartieren wird gesellschaftliche Exklusion besonders deutlich. Bei heterogener multi-ethnischer Bevölkerungsstruktur intensiviert sich häufig soziale Desorganisation. Leben dagegen weniger zahlreiche unterschiedliche Ethnien zusammen, können sich eher Community-Effekte entfalten. Eine Integration innerhalb dieser Stadtteile ist bei gleicher Lebenslage der Bewohner/innen und bei geringerer Mobilität (vgl. Straßburger 2001) wahrscheinlicher. Dies hat aber nicht zwangsläufig eine Entstigmatisierung im gesamtstädtischen Rahmen zur Folge, weswegen der Integrationsfaktor in der gesamtstädtischen Gesellschaft zu relativieren ist.

Eine zweite Wirkungsweise ist die als Konfrontationsverstärker. Durch unmittelbares Aufeinandertreffen von Konsumkonzentration und Benachteiligungslagen wie z. B. in den Citylagen verstärken sich Konfrontations-, Polarisierungs- und Diskriminierungseffekte. In solchen Arealen dominieren etwa ganz deutlich die Eigentumsdelikte bei Kindern und Jugendlichen, die in ihren räumlichen Lebenswelten ständig mit Konsumstandards konfrontiert werden, zu denen sie materiell kaum legale Zugänge besitzen. Die soziale Kontrolle entfällt auf Grund des besonders hohen Anonymitätsfaktors wegen der Passantenströme. Zwischen Migrantinnen und Einheimischen bilden sich nur erschwert Gemeinwesenstrukturen heraus.

Ein dritter Wirkungstyp ist der eines Verunsicherungsverstärkers. In den traditionellen kleinbürgerlichen Arbeiterstadtteilen haben sich durch die Modernisierungs- und Globalisierungsprozesse extrem verunsichernde Entwicklungen ergeben. Starker Arbeitsplatzabbau im produktiven Sektor führt zu einer realen Reduktion körperorientierter Arbeitsweisen und vermutlich in der Folge zur gleichzeitigen Überhöhung körperlicher Stilisierung und Selbstinszenierung, insbesondere unter der jungen männlichen Bevölkerung. In solchen „absteigenden“ und tendenziell in Auflösung begriffenen Milieus dominieren augenblicklich sehr stark Gewaltdelikte. Diese lassen sich präzise mit Hilfe des von Heitmeyer entwickelten Desintegrations-Verunsicherungs-Theorems erklären. In solchen Arealen sind auch im sozialen Zusammenleben eher Desintegrationstendenzen zu beobachten.

Letztendlich können sich Quartiere zu baulichen Desintegrationsräumen entwickeln. Sol-

che Stadtgebiete besitzen kaum städtebauliche Akzente und Orientierungen. Es sind i. d. R. Bauungen längs der Verkehrsmagistralen ohne integrative Bezugskomponenten. Gewalt- und Eigentumsdelikte sind gleichermaßen überrepräsentiert und wirken entsolidarisierend und desintegrierend zugleich.

In einer Expertise zum Integrationspotential in unterschiedlichen Frankfurter Stadtteilen arbeitet Gaby Straßburger die integrationsfördernden Faktoren heraus: höheres Image des Quartiers, „multikulturelles Flair“, relativ ähnliche Lebenslage, hohe Nutzungen selbstorganisierter Angebote in Vereinen sowie Bewohnerkontinuität.

In einer von uns 2003 durchgeführten Stadtteilanalyse im Wiesbadener Industrievorort Biebrich lassen sich ähnliche integrationsbegünstigende Faktoren feststellen. Obwohl bei der Biebricher Wohnbevölkerung auf Grund spezifischer soziostruktureller Faktoren insbesondere bei Kindern und Jugendlichen von erhöhten Risikolagen gegenüber dem Wiesbadener Durchschnitt ausgegangen werden konnte, bilden sich diese weniger stark in aktuellen sozial-problematischen Verhaltensmustern ab als zu erwarten gewesen wäre: Alltagsleben, soziale, kommunikative und atmosphärische Situation erscheinen nicht so beeinträchtigt, wie dies eigentlich auf Grund der bestehenden Risikofaktoren hätte vermutet werden können. Nach den Interpretationen der über eine Schüler- und Cliquesbefragung erhaltenen Informationen scheint dies auf mehrere miteinander verbindend wirkende Faktoren zurückführbar zu sein. Zum einen bildet der Stadtteil Biebrich mit seiner historisch langfristig gewachsenen wirtschaftlichen und sozialen Struktur in einem überschaubaren und „begrenzten“ Areal eine äußerst vielfältige kulturelle und soziale Einheit, in der zahlreiche unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen ihren Platz gefunden haben und traditionell lernen mussten, miteinander auszukommen. Die traditionelle Beschäftigung vornehmlich der ersten beiden Migrantengenerationen in den beiden großen ortsansässigen Industriebetrieben sowie der begleitend stattfindende Aufbau einer sozialen, kulturellen und privatwirtschaftlichen Infrastruktur fungierten hierbei vermutlich als Medium.

Auf diesen fortdauernden historisch-interkulturellen Integrationsprozess wirken sich insbesondere drei Faktoren positiv aus:

Ein urban geprägtes städtebauliches Zentrum mit lebendiger Geschäftswelt bildet ein Forum, eine „große Bühne“ für informelle Begegnungen der unterschiedlichen Bewohnergruppen. Schlosspark und Rheinufer ergänzen diesen Kernbereich als „Neben Bühnen“ und

Erholungs- und Rückzugsbereiche. Darüber hinaus finden die einzelnen ethnischen, sozialen und kulturellen Gruppierungen ihre jeweils mehr oder weniger akzeptierten spezifischen „Rückzugsinseln“ im Stadtteil. Diese Bereiche, zu denen etwa ethnische Kulturvereine, traditionelle Vereine, die freiwillige Feuerwehr, Gaststätten, Internet-Cafés etc. gehören, stellen häufig das von den Betroffenen selbst gesteuerte Arrangement zwischen herkunftskulturellen und im Stadtteil dominierenden kulturellen Mainstream-Aspekten dar und bieten damit sukzessive erfahrbare Integrationsstufen an.

Zum anderen halten die Kindergärten, Schulen und sozialen Freizeitangebote (Kinder- und Jugendzentrum, Nachbarschaftszentrum usw.) gezielte methodisch-didaktisch aufbereitete interkulturelle Angebote vor, die die vorher erwähnten informellen Bezüge fördern, verstärken und teilweise „ritualisieren“.

Nicht zuletzt stellt sich die Netzwerkbildung über diverse Verbundsysteme von Stadtteilarbeitskreis, Vereinsring und das Programm „Soziale Stadt“ als interkulturell vermittelndes und (selbst-)regulierendes Instrument dar.

Als einzige Einschränkung erweist sich ein in den demografischen Daten ersichtlicher Wegzug jüngerer und meist besser verdienender „deutscher“ Familien. Hierdurch könnte mittel- und langfristige eine Schiefelage in der bisher sozial ausgeglichen wirkenden Heterogenität der Bevölkerungsstruktur entstehen, die das Image „Ausländerstadtteil“ nach innen und nach außen zu transportieren droht (vgl. Kilb 2003).

Insgesamt lassen sich über die beiden Studien die nachfolgenden günstigeren sozialräumlichen Aspekte für gelingende Integrationsprozesse identifizieren:

- nicht stigmatisierte, sondern städtebaulich aufgewertete Areale,
- städtebauliche Foren der Kommunikation und gemeinsamer Aktivitäten,
- ähnlicher betrieblicher und wohnungsbezogener Erfahrungs- bzw. Aktivierungshintergrund von „Deutschen“ und „Migranten/innen“,
- ähnlicher sozialer Status der (beiden) Gruppen,
- soziale und materielle Mischstrukturen in den jeweiligen „Communities“,
- weniger kulturheterogene sozialräumliche Strukturen,
- gemeinsame kleinteilige sozialräumliche Geschichte,
- multikulturelle sozialräumliche Wirtschaftsstruktur in der unmittelbaren Versorgung.

Speziell im Kindes- und Jugendalter scheinen dabei mehrere sozialräumliche Kriterien integrationsbegünstigende Wirkungen zu entfalten. Eine zentrale Rolle spielt dabei einmal die

Vielfalt eines abgestuften Systems herkunftskultureller Orte des „Rückzugs“ und parallel hierzu multikultureller Orte, die als Foren der Selbstdarstellung und -begegnung dienen können. Darüber hinaus sind gemeinsame Orte der kulturellen Aneignung wichtig. Dies sind z. B. zentralere Plätze, die gemeinsam erlebbar werden, etwa durch spezifische Personen oder durch erlebbare „Geschichten“. In Wiesbaden-Biebrich ist dies eine Freifläche im Einkaufszentrum, auf der sich die verschiedenen Cliques, Gangs und ethnischen Gruppen sowohl voneinander abgrenzen als auch vermischen konnten. In diesem Gemisch aus Näherkommen und Distanzierungen entstehen Geschichten und Legenden, die wiederum identitätsstiftende Funktionen für das Gemeinwesen an sich besitzen können. Es zeigt sich, dass gerade dieser multikulturellen Mischstruktur an den identitätsstiftenden Orten, Einrichtungen und Organisationen symbolische Bedeutung zukommt. Letztendlich war es eine miteinander abgestimmte interkulturelle Programmatik sozialräumlich ausgerichteter Institutionen wie den Kindertagesstätten, Schulen, Vereinen und Freizeitheimen sowie deren positiv besetzte Vermittlungsarrangements, die integrationsfördernd wirkten.

Pierre Bourdieu (1991) definiert den *Sozialen Raum* auch als „semantischen Assoziationsraum“ und keineswegs nur als physischen Raum. Dieser prägte sich aus der Verbindung von bestimmten sozialen Lebensstilen und von sozialen Positionen, die wiederum durch eine Hierarchie von ökonomischen, kulturellen und sozialen Ressourcen gebildet werden.

Wenn solche Ressourcen im physischen Raum einer Stadt ungleich verteilt sind und die Bewohner ungleich mobil sind, so wirken sich diese Sozialraumaspekte sehr verschieden auf die jeweilige Verarbeitung defizitärer Lebenssituationen aus.

Die großen Integrationsdefizite in ganz spezifischen Segregationsarealen oder auch die gelungenen Integrationsimpulse lassen sich dann auf teilweise historisch gewachsene Aspekte in Verbindung mit geografischer Lage, Images im gesamtstädtischen Kontext und eine jeweils singular entstandene soziale wie schulische Infrastruktur und ökonomische Versorgungsstruktur zurückführen.

Welche Präventionsstrategien könnten geeignet sein?

Städtische Raumentwicklungen vermitteln und verfestigen desintegrierende Strukturen. Sie prägen deren unterschiedliche Ausformungen entscheidend mit, indem sie als Lernfelder, als Kontrast-Erfahrungsfelder, als Etikettierungs- und Verfestigungs- sowie als Räume mit desin-

tegrierenden und desorientierenden Impulsen auf ihre Bewohner und Nutzer einwirken. Mediale und medial vermittelte allgemeingültige Konsumstandards können dabei noch die Kontrasteffekte zum Sozialraum selbst erhöhen.

Ursachen und Hintergründe, Entwicklungsformen und Gelegenheiten unterscheiden sich dabei erheblich und erfordern sozialraumadäquat differenzierte Präventionsstrategien und Ansätze, die im Folgenden kurz diskutiert werden. Dabei sollten sich die verschiedenen Maßnahmen an drei übergeordneten Zielen orientieren: Integration, Regelarrangements und Wohnumfeldgestaltungen. Unter diesen Zielkonturen könnten in den vier Segregationsstypen spezifische Schwerpunktsetzungen erfolgen.

Im Typus „Ghettoisierte Quartiere“ müsste eine Quartiersaufwertung im gesamtkommunalen Kontext erfolgen. Dies wäre z. B. durch die Verlagerung subzentraler oder zentraler kommunaler Angebote und Dienstleistungen bzw. interessanter stadtweiter kommerzieller Angebote wie z. B. Sportstätten, Freizeitangebote, Kultur- oder auch Konsumangebote möglich. Beispiele hierfür mögen die Einrichtung einer Spielstätte des Schauspiels und Ausstellungsangebote des Ludwig-Museums in leerstehenden Industriehallen und der Bau eines überregionalen Einkaufszentrums auf einer Industriebrache in einem sozialen Brennpunkt Kalk in Köln, das von Gehry entworfene Guggenheim-Museum im Hafen von Bilbao oder das WM-Stadion in einer Pariser Trabanten-siedlung sein.

Darüber hinaus sollten Verbindungen von Arbeits- und Ausbildungsprojekten mit Wohnumfeldverbesserungen erfolgen, etwa indem Betriebs- bzw. Arbeitseinheiten aus arbeitslosen Jugendgangs oder Peergroups gebildet werden. Ein Beispiel hierfür ist die Gebäude- und Grünflächenanierung in sozialen Brennpunktsiedlungen wie z. B. in der Ahornstraße in Frankfurt am Main durch ein Beschäftigungsprojekt eines stadtweiten Jugendhilfeträgers.

Zur internen Stabilisierung und zur Nachbarschaftsförderung eignen sich Gemeinwesenarbeitsprojekte nach dem US-amerikanischen „Leader-Modell“: d. h. Nutzung der vor Ort vorhandenen informellen „Hierarchie-Strukturen“ als interner Regulations- und Vertretungsansatz nach außen. Solche vorhandenen Strukturen müssen teilformalisiert und damit aufgewertet werden sowie durch fachliche Begleitung demokratisiert und damit von bisher unterdrückenden Impulsen „befreit“ werden. Bei den häufig in ihrer Schullaufbahn gescheiterten Jugendlichen ginge es etwa um individuelle cliquen- und zielgruppenorientierte Kompetenz- oder Talentförderung sowie um

individuelles Mentoring in der Sozialarbeit mit Kindern, Jugendlichen und Familien.

Beim zweiten Typus „Armutslagen-/Konsumkonzentration“ sollten im Gegensatz zum Ghettypus durch baulich-räumliche Abtrennungen städtebauliche „Nischen“ und Rückzugsbereiche entstehen, die zusammen mit gezielten lokalen Angeboten eine Alternative zum „konsumorientierten Streifzug“ der Kinder und jugendlichen Bewohner darstellen.

Mit Hilfe von Sponsoringaktivitäten und Partnerschaften sollten Jugendliche frühzeitig in arbeitsorientierter Form (Jobs, Praktika, Ausbildungsplätze) in die Betriebe im Quartier eingebunden werden.

Der sekundären Prävention in Schulen und der Kindertagesbetreuung sowie der Kinder- und Jugendarbeit sollte große Bedeutung zukommen.

Die Bewohnerkinder und -jugendlichen sollten durch eigene Angebote tendenziell von problematischen extern wohnenden, die Citybereiche aber nutzenden Kindern und Jugendlichen wegorientiert werden. Dies kann nur gelingen, wenn für beide Gruppierungen separate sozialpädagogisch begleitete Hilfe-, Freizeit- und Kulturarbeit existiert. Die aufsuchende, mobile oder Straßensozialarbeit in einigen metropolitanen Zentren (Berlin, Hamburg, Köln, Frankfurt a. M.) sind für eine solche „Arbeitsteilung“ geeignet, wenn parallel hierzu ganztägsschulische Angebote für die dort lebenden Kinder existieren.

Im Typus „Verunsicherungs- und abstiegsbedrohte Stadtareale“, also den traditionellen Arbeiterquartieren, existieren meist noch traditionelle soziokulturelle Selbstorganisationsformen in Nachbarschaften, Vereinen und wirtschaftlichen Zusammenhängen. Diese gilt es zu stabilisieren, zu modernisieren und langsam für neue (Migranten-)Bewohner/innen zu öffnen. Gegebenenfalls sollten Selbsthilfepotentiale durch externe Anreize reaktiviert werden. Die bisherige soziokulturelle Infrastruktur sollte mit Hilfe von Quartiersmanagementansätzen an die real bestehende neue Bewohnerstruktur angepasst werden.

In Schule und Jugendhilfeeinrichtungen erscheint gezielte Gewaltprävention auf der sekundären und tertiären Präventionsebene angemessen.

Im letzten Typus „Desintegrationsareale“ sind zumeist abgrenzende und zentrifugal wirkende Kräfte dominant. Es fehlen häufig historisches Identitätsbewusstsein und bewährte Integrationsabläufe und Rituale, sodass der Aufbau einer neuen soziokulturellen Infrastruktur notwendig erscheint. Dies kann durch ein Miteinander von Gemeinwesenarbeit und Quartiersmanagement erfolgen. Dabei sollten

die bestehenden Community-Strukturen der häufig zahlreichen Migrantengemeinden als Ausgangspotential genutzt werden. Je nach Migrationsgeneration sind ethnospezifische und interkulturelle Foren und Kommunikationssettings angesagt. Regelarrangements und ein stufenförmiges Integrationskonzept (vgl. Gaitanides/Hamburger 1994) erscheinen hier notwendig zu sein. Bei Bedarf eignen sich auch interkulturelle Mediationsansätze zur Konfliktbearbeitung. Gerade an den Regelverstößen müsste die sozialpädagogische Quartiersarbeit ansetzen, um mittelfristig selbstorganisierte Regelarrangements zwischen den Bewohnergruppen wachsen lassen zu können.

Integrationsorte und -symbole einer Stadtgesellschaft

Neben solchen eher stadtteilspezifischen Entwicklungsaspekten benötigen Städte auch Orte bzw. Stadträume, Aktionen/Aktivitäten, Institutionen und Akteure, die über die Teilgruppierungen einer Stadtgesellschaft hinaus identitätsstiftende und für das Gemeinsame

stehende sozial-kommunikative wie symbolische Impulse entfalten können. Unter symbolischen Aspekten betrachtet, können dies z. B. bauliche „Leuchttürme“ wie etwa die Hochhauskyline in Frankfurt am Main oder historische Bauwerke wie der Kölner Dom sein. Sozial-kommunikative Kriterien erfüllen dagegen eher große Feste (man denke hier an das Münchner Oktoberfest, den rheinischen Karneval, den CSD in Berlin und Köln oder das Frankfurter Museumsuferfest) und überregionale Events, die durch ihren Bekanntheitsgrad schicht- und milieuübergreifenden Charakter besitzen. Eine solche Funktion kommt im Übrigen auch den Bundesliga-Fußballspielen oder großen Rockevents und Konzerten zu. Diese gleichermaßen nach außen wie nach innen wirkenden „Leuchttürme“ sind ebenso bedeutsam wie ganz spezifische urbane Knotenpunkte bzw. Kulminationsorte, die eher nur im Binnensystem einer Stadtgesellschaft bekannt oder verankert sind und Impulse für Integrationsprozesse im Binnensystem einer Stadtgesellschaft entfalten können.

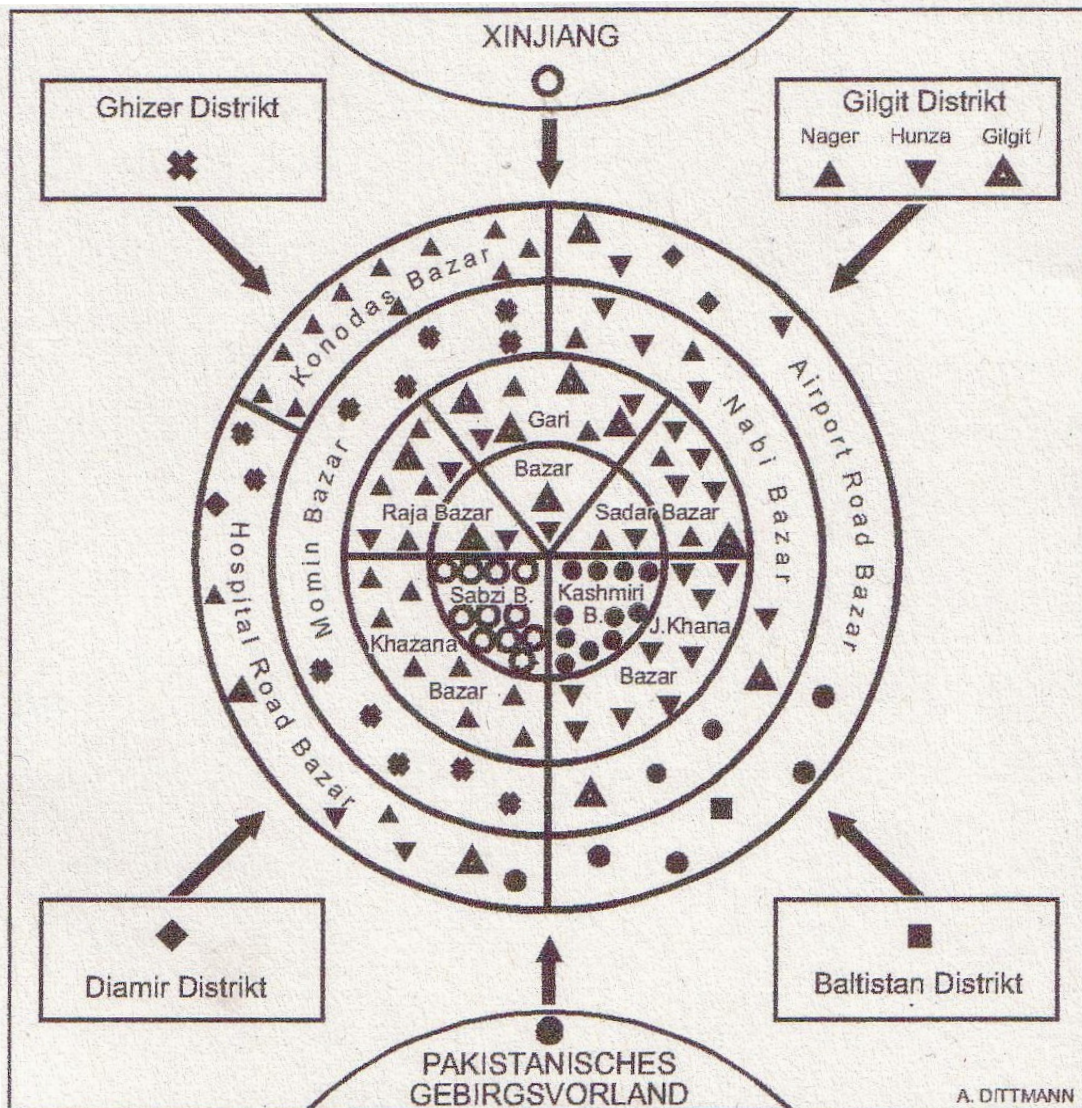


Abb. 1: Ethno-geografische Bazar aufteilung in Gilgit/ Karakorum nach Dittmann

Dittmann (1998) weist mit Hilfe einer ethno-geografischen Beobachtung der Stadtentwicklung in Gilgit/Karakorum auf die wichtige symbolische wie Repräsentationsfunktion etwa von Gebetshäusern verschiedener Religionsgruppen im Stadtkern hin. Gilgit fungiert dabei in seiner Untersuchung gewissermaßen als Laboratorium einer ungeplanten, auf Grund kriegerischer Auseinandersetzungen bedingten extremen Landflucht verschiedener Volksstämme in die Stadt. Dabei siedeln sich die diversen Ethnien entlang der Ausfallstraßen stadtauswärts in Richtung der jeweiligen Herkunftsdistrikte als monoethnische Communities an, um sich schließlich im Stadtkern über den gemeinsam genutzten „ökonomischen Raum“ des zentralen Bazars zu vermischen. Über diese ökonomischen Bezüge des Handels und des Nutzens einer gemeinsamen Infrastruktur entstehen folglich kommunikative Bezüge mit Ambiguitätstoleranten³ Begleitaspekten. Hierbei übernehmen vor allem die Gebetshäuser neben ihrer spirituell-kommunikativen Rolle für die jeweiligen Ethnien symbolisch-repräsentative Funktionen innerhalb der gesamten Stadtgesellschaft.

Schaut man sich die Elemente symbolischer Repräsentanzen an zentralen öffentlichen Orten und Bereichen in den bundesdeutschen Großstädten mit multikultureller Bevölkerung an, so erscheinen diese ergänzungsbedürftig. Eine Ausnahme stellte hier z. B. Mannheim mit einer zentralen Moschee im Stadtkern dar. Andere Städte wie z. B. Frankfurt am Main (Altstadt-Neubebauung) oder Berlin (Palast der Republik) nutzen die sich bietenden Möglichkeiten nicht und verpassen dadurch einmalige Gelegenheiten, große zugewanderte Bevölkerungsgruppen an einem symbolisch wichtigen Ort zu repräsentieren.

Lediglich auf ökonomischer Ebene existieren in Teilbereichen der Innen- und Kernstädte Verbindungen ethnisch geprägter Wirtschaftssektoren wie z. B. in Frischezentren/Gemüse- und Fleischverteilmärkten/Großmarkthallen, auf Trödel-/Flohmärkten, auf Verbrauchermärkten oder Einkaufsstraßen der so genannten 1B-Lagen ohne Konkurrenzdruck der globalen Filialisten. Diese weisen i. d. R. multiethnische Strukturen auf und entfalten dann umso größere migrations- bzw. integrationspolitische Wirkungen, je mehr sie an repräsentativen Arealen platziert sind. Solche ethnischen Vermischungen an öffentlich zugänglichen und besucherintensiven ökonomischen Kulminationspunkten der Ballungszentren stellen neben den Betrieben eine zentrale Grundlage interkultureller Handels- und kommunikativer Bezüge dar. Diese Bereiche sind eher als die multieth-

nischen Mischstrukturen im Wohnungswesen dazu geeignet, ethnische, kulturelle und soziale Unterschiedlichkeiten nicht nur zu präsentieren, sondern deren beeinträchtigende oder auch störende Elemente durch die Verkaufshandlung selbst aufs Unwesentliche zu reduzieren. Ja, sie können sogar einen exotischen Reiz und eine Identifikationswirkung für eine ganze Stadtgesellschaft entfalten wie im Falle der Frankfurter Kleinmarkthalle, die vor nicht allzu langer Zeit dem Abriss zum Opfer fallen sollte.

Verschiedenheiten finden zusammen

Dabei existieren nur wenige Orte in Frankfurt am Main, an denen sich eine auseinanderdriftende und oftmals auch schon segregierte Stadtgesellschaft auf so engem Raum begegnet wie in dieser Halle. Im samstäglichem Einkaufsgeschiebe berührt und riecht man einander und dies im alles überlagernden und neutralisierenden Duftambiente des reichhaltigen und interkulturellen Warenangebotes. Die Halle bringt durch ihre Enge nicht nur verschiedene Menschen auf Tuchfühlung zueinander, die ansonsten vermutlich gar nichts miteinander zu tun hätten. Hier treffen sich Arm und Reich in einer Atmosphäre der gegenseitigen Toleranz und weniger in einem Abhängigkeits- oder Abgrenzungsverhältnis. In einer ansonsten eher gespaltenen Stadtgesellschaft entpuppt sich dieser Ort als einer der letzten wirklich integrativ wirkenden sozialen Räume. In dieser Halle vollzieht sich in der Umkehr von Spezialisierung, Polarisierung und daraus resultierender sozialer wie kultureller Entmischung eine gewisse Balance durch eine historisch über Jahrzehnte gewachsene Vermischung der Differenz.

Solche symbolträchtigen Bauten helfen dabei, etwas Verbindendes miteinander zu erleben. Dafür stehen Orte wie die Kleinmarkthalle mit ihrer Funktion als versorgender wie kommunikativer Ort zugleich.

Die in der Auseinandersetzung um den Abriss häufig benutzte Metaphorik von der Halle als „Bauch“ und/oder „Herz“ der Stadt weist letztendlich auf die emotionale Bindung größerer Bevölkerungsteile an die Markthalle hin. „Aus dem Bauch heraus“ reagiert man spontan, emotional und in der Regel auch instinktiv adäquat und zielgenau; das Herz steht sowohl für die pulsierende, den Körper mit Energie speisende Maschine als auch für das Gefühl(te) an sich. Die ohnehin schon oftmals mit den Etiketten „kalt“ oder „seelenlos“ versehene Stadt Frankfurt würde sich also mit dem Abriss der Kleinmarkthalle selbst eines ihrer zentralen Organe herauschneiden.

3) Ambiguität – Mehr-, Doppeldeutigkeit

Insenzierte versus gewachsene Urbanität

Frankfurt und seine politischen Eliten sollten eigentlich dankbar sein, dass es diesen gewachsenen urbanen Kulminationspunkt Kleinmarkthalle gibt, der genau für den städtebaulichen Übergang von der historischen zur projektierten oder neu wachsenden modernen Stadt steht. In unserer hochspezialisierten, ausdifferenzierten und sich ständig verändernden Gesellschaft kommt es gerade darauf an, solche „Übergänge“ in der Form zu gestalten, dass sie ohne Risiken und Brüche von den Menschen zu bewältigen sind. Hierbei helfen nicht nur die inszenierten Kulissen und Räume, sondern gerade auch die behutsam gewachsenen Orte, die sich in langen Aneignungsprozessen als nützlich und nutzbar für eine Stadtgesellschaft erwiesen haben. Ein Planungsdezernent sollte die Fähigkeit besitzen zu erkennen, welche städtischen Räume und Orte ganz besondere Eigenschaften entfalten können, um eine ansonsten weitgehend atomisierte und polarisierte Stadtgesellschaft reintegrieren zu helfen.

Insgesamt sollten sozialräumlich differenzierte Integrationsimpulse auch über die Stadtplanung an den vorhandenen Potentialen und Ressourcen und nicht primär an den bestehenden Defiziten ansetzen. Dies kann auch häufig heißen, nichts Neues zu bauen oder zu planen, sondern gut bzw. vital genutzte Architektur unabhängig von denkmalpflegerischen oder ästhetischen Dimensionen bestehen zu lassen.

Im Falle neuer Planungen ist es fachlich mittlerweile unumstritten, dass betroffene Akteure aktiv in die Gestaltung und Konzeptionierung einzubinden und sie damit letztendlich zu befähigen sind, ihr Gemeinwesen eigenständig und zugleich demokratisch zu regulieren.

Literatur

- Benevolo, L. (1991): Die Geschichte der Stadt. Frankfurt a. M./New York
- Böhnisch, L./Münchmeier, R. (1987): Wozu Jugendarbeit? Weinheim/München
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, M. (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt a. M., S. 25–34
- Dangschat, J. (2000): Segregation. In: Häußermann, H. (Hg.): Großstadt. Opladen, S. 207–220
- Dittmann, A. (1998): Raum und Ethnizität. Konfliktfelder und Koalitionen in multi-ethnischen Bazaren Nordpakistans. In: Grugel, A./Schröder, I. W. (Hg.): Grenzziehungen – Zur Konstruktion ethnischer Identitäten in der Arena sozio-politischer Konflikte. Mosaik der Kulturen, Band 2, Frankfurt a. M., S. 45–78

- Eisner, M. (1997): Das Ende der zivilisierten Stadt. Frankfurt a. M./New York
- Flagge, I. (1999): Die Geschichte des Wohnens, Band 5, Stuttgart
- Gaitanides, S. (1994): Interkulturelles Lernen in einer Multikulturellen Gesellschaft. In: sozialmagazin, Heft 2, Weinheim
- Hamburger, F. (1991): Erziehung in der Multikulturellen Gesellschaft. In: IZA, Heft 4, S. 70–74
- Häußermann, H. (Hg.) (2000): Großstadt. Opladen
- Heitmeyer, W. u. a. (1995): Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus. Weinheim/München
- Kilb, R. (1998): Arm dran in einer reichen Gesellschaft. In: Frankfurter Rundschau
- Kilb, R. (2002): Kriminalität und sozialer Raum. In: Sozialmagazin, Heft 1, S. 42–49
- Kilb, R. (2004): Interessen von Jugendgruppen in Wiesbaden-Biebrich. Frankfurt/Wiesbaden
- Kilb, R. (2006): Integrations- und Segregationsmaschine Großstadt. In: Sozialextra, Heft 1, S. 41–45
- Kilb, R. (2006): Über den möglichen Zusammenhang von Baustruktur und Gewalttätigkeiten Jugendlicher. In: Neue Praxis, Heft 1.
- Kostof, S. (1993): Die Anatomie der Stadt. Frankfurt a. M./New York
- Lüderssen, K./Sack, F. (1984/85): Seminar: Abweichendes Verhalten I–IV. Frankfurt a. M.
- Merten, R. (1968): Social Theory and Social Structure. New York
- Sack, F. (1984): Die selektiven Normen der Gesellschaft. In: Lüderssen, K./Sack, F. (Hg.): Seminar: Abweichendes Verhalten I. Frankfurt a. M.
- Sampson, R./Groves, B. (1989): Community Structure and Crime. In: American Journal of Sociology, 94. Jg., Heft 4, S. 774–802
- Shaw, C./McKay, H. (1931): Social Factors in Juvenile Delinquency. Washington
- Spaich, H. (1981): Fremde in Deutschland. Weinheim/Basel
- Straßburger, Gaby (2001): Stand der Integration von Zuwanderern in Frankfurter Stadtteilen. Frankfurt a. M.

Kontakt

Prof. Dr. Rainer Kilb
Hochschule Mannheim
Fakultät Sozialwesen
Ludolf-Krehl-Straße 7–11
68167 Mannheim
Tel: 0621/3926112
E-Mail: rainer.kilb@gmx.de